

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1909)
Heft: 2

Artikel: Kolonistenleben in Guatemala : Auszug aus den Tagebüchern zweier St. Galler
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kolonistenleben in Guatemala.

Auszug aus den Tagebüchern zweier St. Galler.

Wir bringen hier einige Skizzen aus dem Tagebuch, das zwei Brüder auf ihrer Plantage im Hochlande von Guatemala führten und jeweilen ihren Eltern einsandten, in der Annahme, es möchte manchem unserer Leser ein kleines Bild vom Leben und den Erfahrungen unserer Landsleute vor Augen führen, welches des Interessanten genug bietet; in denjenigen Lesern, welche das überseeische Leben aus eigener Erfahrung kennen, wird es allerlei Erinnerungen wachrufen. Die einfache Schilderung macht keinerlei Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, doch soll nicht vergessen werden, dass die unausgesetzte Arbeit und Tätigkeit solcher Pioniere in erster Linie die gewaltigen Kolonialgebiete der Kultur und dem Welthandel erschlossen haben. Aus diesem Gesichtspunkte verdienen diese Tagebuchblätter unsere volle Aufmerksamkeit.

Es handelt sich um zwei Brüder H. und W., von denen der Zweite, W., erst später in Guatemala eintraf, um seinem Bruder H. Stütze und Mitarbeiter zu sein.

* * *

1. *Mai*. H. Glückliche und wohlbehalten bin ich auf meiner neuerworbenen Finca angekommen und ich hoffe eine glückliche Hand beim Kaufe gehabt zu haben. Gott, der Herr, gebe mir seinen Segen zur Arbeit! — „Los Leones“ liegt nordöstlich von der Hauptstadt Guatemala. El Rancho ist die nächste Bahnstation an der neuen Linie Puerto Barrios-Guatemala. Von El Rancho kommt man zu Pferd, immer aufwärts, in einigen Stunden nach Morazan und von dort abermals nach mehrstündigem Ritt nach „Los Leones“. Die Finca selbst bedeckt ungefähr acht Quadratkilometer.

Ich habe sofort alles an Hand genommen und begann 25000 m² mit Mais und schwarzen Bohnen, dem Hauptnahrungsmittel der Einwohner, anzupflanzen. Man kann jährlich zweimal ernten. Es gibt auch schon etwas Zuckerrohr (Panela). Ich werde im August noch viel mehr anpflanzen, da es hier in der Nähe sehr gut verkauft werden kann. Die Finca war vor vielen Jahren in gutem Zustande, da sich aber der Eigentümer nicht viel darum kümmerte und sie durch Indianer verwalten liess, sank sie immer mehr. Ich hoffe, sie durch Fleiss und Arbeit wieder emporzubringen. Es braucht zwar viel Mut dazu. Im höher gelegenen Teile der Finca, welcher noch nicht urbar gemacht ist, werde ich später, wenn im unteren Teile alles angebaut und in Ordnung ist, Tabak und Kaffee anpflanzen, da sich der Boden sehr gut dafür eignet. Den Viehstand trachte ich zu vermehren, um einen Teil zu verkaufen. Es sind alles schöne, grosse Tiere. Das Vieh verköstigt sich selbst, man lässt es frei laufen, bis es abends in eine Umzäunung getrieben wird. Eine Kleinigkeit bringt auch die Menge Fruchtbäume ein. Es finden sich darunter prächtige Palmen, Orangen- und Zitronenbäume, Bananen-, Mandel- und Kastanienbäume, sowie viele mit in Europa unbekanntes Früchten. Alles gedeiht sehr gut. Das untere Land ist zum Teil wohl etwas steinig, doch hat es gute Erde, was ja die Hauptsache ist.

Jetzt ist es furchtbar warm. Seit fünf Monaten ist kein Tropfen Regen gefallen und man sehnt sich sehr nach einem Wolkenbruch. Wir stehen jetzt vor dem Winter; d. h. es fällt kein Schnee, wie bei uns, sondern Regen bei empfindlicher Kälte. Gegenwärtig haben wir 35 – 37° R., also eine ganz anständige Hitze zum arbeiten.

Ich werde hier auch einen Laden einrichten, um es den Leuten, die in der Nähe wohnen und bei mir arbeiten, zu ermöglichen, alles in meiner Finca selbst zu kaufen. Arbeitskräfte glaube ich hier genügend zu finden, da einige grosse Indianerdörfer in der Nähe zerstreut liegen. Einige Arbeiter sind gleich zu mir gekommen, um ihre Kräfte anzubieten. Ich kann sie gut brauchen, denn sobald die Regenzeit erscheint, geht es an das Säen.

12. Mai. H. Ich befinde mich, Gott sei Dank, wohl und bin stramm an der Arbeit. Ich habe mir eine Wohnstätte eingerichtet, eine einfache Indianerhütte mit einem Schlaf- und einem Wohnraum. Ameublement: umgekehrte Kisten als Tisch und Sessel, zwei aneinandergereihte Kisten mit einer aus Guatemala mitgebrachten Matratze als Bett, ein Tuch darüber und zwei Säcke als Kopfkissen. Meine Reisedecken dienen zur Vervollständigung. Trotzdem schlafe ich ganz fein. Sobald die Arbeiter Zeit haben, werde ich mit ihrer Hilfe ein kleines Haus bauen. Es wird noch eine Weile gehen, denn zuerst muss das Feld besorgt werden; die Bequemlichkeit kommt in zweiter Linie. Wenn ihr ein Torfhäuschen seht, so denkt, so sei mein Wohnhaus. Zusammengebundene Bambusrohre bilden die Wände; das Dach ist mit Blättern gedeckt. Zufrieden bin ich doch darin. Ich freue mich des Abends schon wieder auf die Arbeit des kommenden Tages. Ich habe etwa siebenzig Arbeiter und hoffe, noch mehr zu finden, da ich sie brauche. Ihr Lohn beträgt ein Taler im Tag. Die Leute verköstigen sich selbst.

2. Juni. H. Wir haben viel Arbeit. Wir bauen einen Kanal von 2500 Meter Länge, um Wasser eines Flusses mitten durch die Finca hindurch nach dem Wohnhause zu leiten. Da derselbe auf eine grosse Strecke durch den Urwald gelegt wird, ist es eine beschwerliche Arbeit. Steine werden herbeigeschafft und Kalk wird gebrannt. Die Gegend ist reich an Kalksteinen. Im Wald habe ich einen Kalkofen errichtet. Erst jetzt verstehe ich so recht, was für Sorgen ein Landmann drüben während des ganzen Jahres hat. Wir haben dieses Jahr eine Trockenheit, wie sich die ältesten Leute nicht erinnern. Als es letzte Woche endlich etwas regnete, pflanzte alles Mais und schwarze Bohnen an. Jetzt mangelt es wieder an Regen und wir müssen zusehen, wie die jungen Triebe verdorren. Das Vieh findet nichts mehr zum Fressen und magert ab. Wenn nicht bald Regen eintritt, wird noch der Mais teuer. Bis jetzt habe ich schon drei Schlangen getötet.

14. Juli. H. Es freut mich sehr, dass mein lieber W. sich entschloss, hieher zu kommen und hoffe, bis zu seiner Ankunft eine etwas bessere Wohnstätte zu haben, um ihm den Wechsel nicht allzu sehr schwer zu machen, denn unter den Gefahren und Entbehrungen, die ich bis jetzt durchgemacht habe, würde er viel leiden. Die schlimmste Zeit ist für mich bald vorüber. Ich habe von Anfang an fest gearbeitet und bereue es nicht, habe ich doch jetzt meine Freude, dass alles unter meiner Hände Arbeit langsam gedeiht. Die Kühe liefern mir eine schöne Menge Milch, die von einer Indianerin zu Käse verarbeitet wird. Guter Absatz dafür ist auch da. Die Ochsen werden zur Arbeit verwendet. Als Schlachtvieh

finden dieselben bei der geringen Bevölkerung wenig Absatz und erzielen daher auch keine guten Preise. Später versuche ich sie in Guatemala auf den Markt zu bringen. Seit ich hier bin, hat meine Viehhabe um 19 Stück zugenommen.

Die Post muss ich mir immer im 14 Kilometer von hier entfernten Morazan holen, wo ein Postbureau ist. Sonst ist es ein von etwa dreissig Indianerfamilien bewohntes kleines Nest. Zu kaufen ist dort absolut nichts; zu diesem Zweck muss man nach dem 30 bis 32 km weit gelegenen Salama gehen, einer nach hiesigen Begriffen kleinen Entfernung. Um „Los Leones“ gibt es im Umkreis von 28 km keine grössere Farm, ausschliesslich Indianerfamilien, die ein kleines Stück eigenen Landes bebauen. Ich will mir auch eine grössere Hühnerzucht einrichten, um dann Eier in die Stadt zu liefern. Feine Küche führe ich nicht; Fleisch gibt es nur, wenn ich Zeit finde, auf die Jagd zu gehen; sonst begnüge ich mich mit Mais und schwarzen Bohnen.

Mein Verwalter, ein alter Indianer, der früher auf dieser Finca die Sache leitete, ist mir eine gute Hilfe, fleissig und treu. Er wurde mir seinerzeit sehr empfohlen und ich behielt ihn deshalb bei der Uebernahme des Gutes. Er freut sich kindlich über die Besserung auf der Finca und ist ganz erstaunt, wie alles ein anderes Aussehen bekommt.

7. August. H. Endlich ist der Winter eingezogen und alles prangt im schönsten Grün. Wir sind mitten in der Arbeit. Der Mais steht gut und verspricht eine Ernte von 200 Zentnern; auch die Bohnen gedeihen. Letzte Woche fing ich an, neue Zuckerfelder anzulegen auf dem neuen Lande, das mit grosser Mühe und vieler Arbeit urbar gemacht worden war. Ich sollte immer an zehn Orten zu gleicher Zeit sein. Genügend Land ist gerodet, wo ich das zweitemal Mais pflanzen kann. Eine Wiese wird angelegt und der angepflanzte Boden eingezäunt. Das neuerstehende Haus geht langsam in die Höhe; wir können nur daran bauen, wenn das Nötigste getan ist. Die Arbeiter sind ziemlich ruhig, da ich die Unruhestifter allmählich entliess. Das Essen ist schon etwas besser als am Anfang. Hie und da schiesse ich einen Vogel oder ein Reh. Letzthin erhielt ich eine kleine Sendung Nudeln, worüber ich sehr glücklich bin. Mein Garten hat mir grüne Bohnen geliefert.

Der Laden ist in meiner Kammer vollständig eingerichtet und diese Woche eröffnet worden. Heute schon fast alles verkauft. Ich halte Hosen, Hemden, Stoffe zu Kleidungsstücken, Kerzen, ferner Sägen, Feilen, Eisenstangen, Nägel, Salz, Medikamente usw., kurz alles, was Verwendung findet. Dem Laden schenke ich grosse Aufmerksamkeit, denn ich hoffe ordentliche Nebeneinnahmen dadurch zu haben und die Leute sind froh, dass sie alles bei mir erhalten können.

20. August. H. Ich freue mich sehr auf die Ankunft von W., den viel Arbeit erwartet. Ich schwinge Hobel und Maurerkelle und schreinere, als ob ich meiner Lebtag nichts anderes getan hätte. An Haustieren besitze ich: Hühner mit Küchlein 110 Stück, Enten 26 (also dürfen wir uns hie und da ein Huhn mit Reis erlauben), Schweine 8 Stück.

20. Sept. H. — W. ist also seit vier Wochen bei mir. Ich bin froh um seine Hilfe und glaube, es behagt ihm hier recht. Er wird sich allmählich in alles hineinfinden. Er beklagt sich allerdings über Ungeziefer; er wird sich auch daran gewöhnen, wie noch an so vieles andere. Bratwürste hat er zu kurz; er spricht viel von dieser St. Galler Spezialität, sodass auch ich mich darnach sehne.

Es nützt aber nichts. Letzten Sonntag hatten wir ein ganz feines Mittagessen. Ich hörte im Hühnerstall einen ausserordentlichen Lärm, ging hin und sah etwas davonfliegen. Mein Schuss erreichte einen grossen Lämmergeier, der gerupft, zubereitet und verspeist wurde. Die Leute arbeiten auf dem Felde. Wir hauen Steine und fällen Bäume für unser neues Haus.

1. Okt. W. Es geht Gottlob alles gut. Ich habe mich schon ordentlich eingelebt und alle Hände voll zu tun. Es macht mir grosse Freude. Der Zucker ist für dieses Jahr angepflanzt, ebenso der Mais. Wie hier aber auch alles aus dem Boden spriesst! Man sieht es förmlich wachsen. Die Oberländer Bauern wüssten gar nicht was geschähe, wenn sie mit einem Spiess ein Loch in die Erde machten, drei bis vier Maiskörner hineinlegten und zudeckten, denn am vierten Tage sieht das Pflänzchen zum Boden heraus. Ein Maisfeld, von der Grösse derjenigen des Oberlandes, braucht hier etwa eine Stunde zum Anpflanzen. Mitte November gehen wir auf die andere Finca, die man von hier aus ziemlich gut sieht, ähnlich wie wenn man von Malschül nach den Drei Schwestern hinüberschaut, also nah und doch weit. Zuerst muss aber hier alles in Ordnung sein. Die Ware für den Laden kommt auf Maultieren von Guatemala; wir haben für diesen Transport stets einen Mann mit Wagen und Maultieren unterwegs. Wenn alles gut geht, wird der Weg in drei Tagen zurückgelegt. Letztesmal brauchte unser Bote vierzehn Tage dazu, da die Flüsse sehr angeschwollen waren. In diesem Falle wartet man, bis das Wasser abnimmt und ein günstiger Uebergang gefunden wird. Gestern ging unserm Nachbar ein Stier zugrunde. Wir kauften von ihm den Kopf und das Filet. Es gibt also wieder etwas anheimelndes zu essen. Unser Getränk besteht aus Quellwasser. Wir tragen Steine für den Kanal zusammen, hauen Aeste für einen Hag und arbeiten an einer Gartenmauer um unser Haus. Das ist keine kleine Arbeit. Wenn wir etwas Rechtes haben wollen, kochen wir selbst; es kommt uns sehr zu statten, dass wir die edle Kochkunst verstehen; so mundete uns eine 50 Centimeter lange Eidechse wirklich fein! Der Dorfpolizist von Morazan beehrte uns mit einem Besuch.

9. Okt. W. Wir arbeiten wacker an der Mauer um unser Heim. Sie ist bald fertig und wird 34 m lang, 1,30 m hoch und 70 cm breit, ein guter Schutz gegen unliebsamen Besuch. Unser Kalkofen, der ziemlich tief im Walde drin liegt, brannte wieder vier Tage und Nächte ununterbrochen. H. feuert ihn nachts wie einen Hexenkessel, während ich durch den knietiefen Fluss wate, um mit der Laterne Holz zu suchen. Unser Badzimmer, das wir fleissig benützen, liegt etwa eine Viertelstunde abseits im Urwald.

11. Okt., W. Sonntag. Die Nacht ist kalt, ungefähr so wie bei uns im Herbst. Morgens kommen die Leute in den Laden, nachmittags sitzen sie da und dort herum. Wir wünschten uns sehr ein Grammophon, das uns Abwechslung brächte. Ich lese im Tagblatt das Menu der Volksküche, eine wahre Provozierung des Magens, alle die guten Platten zu sehen und am Freitag erst noch Bratwürste und Nudeln! Der Speisezettel sollte das nächstemal ausgeschnitten sein, er reizt uns zu sehr. — Es sind etwa zehn Arbeiter von auswärts angekommen, denn wir haben morgen viel Arbeit. Die Regenzeit ist bald vorbei und der Zucker muss so schnell als möglich unter den Boden. Die Arbeiter kommen hier mit Weib, Kind und Gepäck, welch letzteres zwar gewöhnlich in einem Tuche Platz findet; auch Kochgeschirr führen sie bei sich. Finden sie Arbeit, so bauen sie

sich aus Röhren und Stecken eine Hütte und das Heim ist bald fertig. Ist ihre Arbeit zu Ende, dann ziehen sie wieder weiter. Sie sind zufrieden und sehr faul dabei.

15. Okt. W. Wir fabrizieren Steine für das neue Haus. Erde, Heu und Wasser werden zu einem dicken Brei gemacht und alsdann an der Sonne getrocknet. Hurra! Unser Gespann aus Guatemala ist da. Es bringt uns viele schöne und notwendige Sachen für unser neues Haus und den Laden. R. sendet uns Maccaroni und Suppenrollen; er weiss, dass wir so etwas brauchen können. Auch fügte er eine Flasche Weisswein bei; diese ist für Sonntag. Sogar Silberzeug schickte er uns, das er von einer nach Europa verreisten Familie erstanden hatte. Es passt zwar nicht in unsere jetzigen Verhältnisse, aber wenn das neue Haus fertig ist, soll es bei Besuchen zum Vorschein kommen. Die Familie N. versprach, während des Minervafestes auf drei Tage zu uns kommen zu wollen. Wir freuen uns sehr darauf. Wir machen ein neues Gestell für den Laden. Heute schlachtete unser Nachbar ein Schwein, da gibt es wieder Fleisch! Der Backofen ist auch bald fertig. Jeder Schritt bringt uns dem zivilisierten Leben näher. Die Hütte wird zwar nicht vor Ende Dezember fertig. Es kommt eben alles nach und nach und wir lernen jeden kleinen Fortschritt schätzen.

19. Okt. W. Wir machen Mais ab, den H. allmählich gekauft hat. Wir haben nämlich ein kleines Lager angelegt. Solange er billig ist, kaufen wir und wenn der Preis steigt, sind wir Verkäufer. Seit ich hier bin, wohnen wir in einem alten Schuppen, denn in der früher von H. bewohnten Hütte hatten wir nicht Platz. Der Laden geht recht gut, sodass wir verschiedene neue Artikel einführen werden.

20. Okt. W. Heute wird der neue Backofen eingeweiht; er steht im Freien. Unser Schreiner sagt, er könne französisches Brot machen. Wir wollen also sein Kunstwerk probieren. Welch Leckerbissen wird es sein, nachdem wir solange Brot entbehrten. Uns läuft das Wasser jetzt schon im Munde zusammen. Wir fällen einige Bäume, die schon lange im Wege standen und heizen damit. Hurra! Das Brot ist fertig, es ist gar nicht übel und in kurzer Zeit machen wir dem Vögelibeck Konkurrenz.

21. Okt. W. Wir versuchen Butter zu machen. Der Rahm kommt in eine Flasche, welche etwa eine Stunde geschüttelt wird. Ich bekomme fast den ewigen Umgang, aber wir machen gute Butter. Jetzt gibt es frisches Brot und frische Butter.

22. Okt. W. Die vergangene Nacht war sehr unruhig. Ein Löwe liess sich aus dem Walde hören. Diese Gäste machen sich hie und da auf unserer Finca bemerkbar. Das Vieh und die Hunde waren die ganze Nacht unruhig; auch wir dachten nicht an Schlaf. Wir schicken einen Mann nach Morazan, da wir eine Depesche von R. erwarten. Telegramme werden einem nur zugestellt, wenn zufällig jemand, der in Los Leones oder Zapote wohnt, beim Postbureau in Morazan vorbeigeht.

23. Okt. W. Im Garten haben wir Bohnen und Erbsen von dem Samen gepflanzt, welchen ich von St. Gallen mitgenommen hatte. Sie gedeihen gut und wir konnten schon einmal pois verts essen. Sellerie, Rettig, Zwiebeln und Lauch hat uns das Ungeziefer gefressen; es war ihm etwas Neues. Die Kartoffeln gucken schon aus dem Boden heraus und blühen bald. Die Felder werden vom Unkraut

befreit. Wo früher hohes Gras stand, wächst jetzt unser Zucker und erst jetzt sieht man, wieviel angepflanzt ist. Der vor vier Wochen angebaute Mais steht über Manneshöhe, sodass nächstens die zweite Ernte eingebracht werden kann. Wir tragen Steine, keine kleine Arbeit. Manche St. Galler Stadtherrchen würde sie bucklig machen. Heute ist der Jahrestag des Erdbebens von San Francisco und Quezaltenango. Hierzulande erwarten die Leute jeweils auf diesen Tag mit Sicherheit ein Erdbeben.

25. Okt. W. Wir buttern wieder, aber auf andere Art. Der Rahm kommt in ein Gefäss, dann gehen wir zum Bach und stellen das Gefäss ins Wasser, schlagen mit einem breiten Stock darauf, bis der Rahm steif wird, dann wird die Milch abgeschüttet und die Butter mit Wasser gut gewaschen. Es ist nicht gerade bequem, eine Stunde lang auf einem Stein zu sitzen und zu rühren. H. drückt sich wohlweislich und lässt mich machen, aber schmecken tut es ihm doch beim Nachtessen, das aus Brot, Butter und Honig besteht. Wir versuchen auch, Bananen und andere Früchte einzumachen.

27. Okt. W. Wir haben den Hofschreiner auf der Stör. Es ist nämlich einer da, der alles kann, mauern, schreinern, den Garten besorgen usw. Für uns hat so ein Mann natürlich grossen Wert, denn er macht für unser Haus auch alle Möbel, selbstverständlich nicht geschweifte Stuhl- und Tischbeine à la Jugendstil, sondern ganz gerade; auch nicht lackierte, sondern rohgehobelte. Wenn wir einmal Geld haben, werden die Möbel vielleicht gemalt. Dann aber muss man warten, bis alles wieder trocken ist und sich inzwischen auf den Boden setzen. Ich glaube also, es ist am besten, sie roh zu lassen; sie lassen sich auch leichter reinigen. Das Fundament zum neuen Haus hat H. selbst gemacht. Wir helfen den Arbeitern Steine zu den Mauern machen. Die Arbeiter verhalten sich ziemlich ruhig, d. h. sie trinken nicht, oder doch wenig. Es gibt immerhin Ausnahmen. Indianer sind ganz gefährliche Leute, da sie immer Waffen tragen und diese im Rausche gerne gebrauchen. Wir wissen uns jedoch in Respekt zu halten und vereinigen Richter und Zuchthausdirektor in einer Person. Unsere Verpflegung hat sich im Vergleich zu früher wesentlich verbessert, da, wenn wir Appetit nach Fleisch haben, einer von uns auf die Jagd geht. H. hat sehr, sehr schmal durch müssen und ich bewundere ihn wirklich, wie er alles an die Hand nahm mit eiserner Willenskraft. Gebe Gott, dass wir beide gesund bleiben und in Frieden und Eintracht miteinander arbeiten dürfen. Wir haben Photographien aufgenommen, aber noch nicht entwickelt. Wir machten Aufnahmen vom Schlaf-, Wohn- und Empfangszimmer, Laden und Vestibül. Es geht alles auf eine Platte, da momentan ein Raum für alles dient.

28. Okt. Feiertag. Um $\frac{1}{2}7$ kommen schon Leute von auswärts, um bei uns Einkäufe zu machen. Nachdem diese abgefertigt sind, satteln wir unsere Maultiere, da wir nach Morazan zu gehen beabsichtigen, wo das Minervafest gefeiert wird. Es ist dort alles auf den Beinen, wie bei uns am Kinderfest. Die Kleinen sind alle weiss gekleidet, sogar Schuhe tragen sie, und wem letztere gehören, sieht man ohne weiteres. Manche haben Vaters oder Mutters Schuhe an, andere sogar die ihrer Grosseltern. Sie können kaum gehen, wackeln und ziehen förmlich die Schuhe hintennach. Die Alten sind in die besten Kleider gesteckt, sogar gewaschen und gekämmt. Auf dem Dorfplatz, vor dem Hause des Kommandanten, ist der Boden mit Föhrennadeln bestreut, Bänke und eine

grosse Bühne sind in der brennendsten Sonnenhitze aufgestellt. Hier sagen die Kinder ihre ihnen eingepaukten Sprüche auf und singen einige Lieder. Der Kommandant empfing uns sehr freundlich in seinem Hause. An Musik fehlte es auch nicht. Das Hauptinstrument ist die Marimba, eine Art Hackbrett. Die Militärmusik liess auch ihre Weisen ertönen. Zuletzt patrouillierte das Militär im Dorfe und führte lärmende und berauschte Menschen ins Arrestlokal.

1. Nov. W. Wir erhielten zum erstenmale den Besuch eines Nachbars und luden ihn zum Mittagessen ein. Es wurde fein gekocht und gebraten für ihn. Gastfreundschaft ist hierzulande eine schöne Sitte. Abends besuchen wir den erkrankten Dorfpolizisten in Zapote.

3. Nov. W. Wir brechen früh um vier Uhr auf zum Besuch der oberen Finca Bucaral. Aufstieg zu Maultier drei Stunden, wovon zwei auf eigenem Boden! Oben ist es recht kalt und neblig. Wir wohnen hier in einer halbzerfallenen Hütte, in der man kaum aufrecht stehen kann. Früher wurde hier Mais gepflanzt. Jetzt liegt alles brach. H. liess den Boden säubern, um später Kaffee zu pflanzen. Wir probieren es; gelingt es nicht, so bauen wir Mais oder etwas anderes an und pflanzen auf der untern Finca mehr Kaffee.

4. Nov. W. Der Schlaf wurde die ganze Nacht durch das Brüllen wilder Tiere im nahen Urwalde gestört. Wir standen schon um vier Uhr auf und bewunderten bei herrlichem Sonnenaufgang die schöne Landschaft. Die Aussicht reicht bis auf die untere Finca einerseits, auf der anderen Seite bis Guatemala und kann mit derjenigen vom Hohenkasten verglichen werden. Siedelungen sind hier keine, weil es den Eingebornen in der Regenzeit zu kalt ist.

15. Nov., Sonntag. W. Der Dorfpolizist, begleitet von einem Postangestellten, kommt auf Besuch. Nachmittags belustigen wir uns mit Ballspiel (Orangen statt Bällen), Stangenspringen usw. Das Bettagsmandat lasen wir in der Zeitung; es versetzte uns unwillkürlich in feierliche Stimmung. Auch wir haben Grund, für alles Gelingen recht dankbar zu sein. Es dürfte mancher St. Galler Vereinsbruder die Warnung beherzigen, der vor lauter Versammlungen usw. die Feiertage seines Vaterlandes vergisst. Unser Haus wurde photographiert. Wir wohnen recht primitiv. Doch trachten wir alles heimelig einzurichten, damit wir ein für allemal ein Heim besitzen, das nicht fortwährender Reparaturen bedarf. Wir erfreuen uns jetzt der Betten mit Matratzen. H. hat sogar eine eiserne Bettstelle, die ein Mann von Guatemala aus alten Röhren herstellte. Ich schlafe auf einer hölzernen, mit Segeltuch überspannten Pritsche, darauf liegt das Bettzeug. Auch brennen wir Kerzen und Petroleum. Wunderbalsam und Brennersalbe könnten wir hier sehr gut brauchen.

2. Dez. H. Ich bin in Guatemala gewesen, wo ich unsere Erzeugnisse gut verkaufen konnte, zum Ersatz brachte ich Waren für den Laden. W. hat während meiner Abwesenheit gut gewirtschaftet; er arbeitet leicht und mit Freude an allem. Durch Zufall konnte ich noch ein schönes Stück Land von einem kaufen, der sofort Geld nötig hatte. Dasselbe liegt ganz in der Nähe meines Hügels und ist sehr gut, sodass wir genügend Boden besitzen und ruhig in die Zukunft schauen. Alles geht gut vorwärts und gedeiht.

12. Dez. W. ist heute früh drei Uhr mit einem Indianer nach Guatemala geritten, um einige Maultiere, die wir dringend für Transportzwecke nötig haben, zu kaufen. R. wird ihm beim Kaufe an die Hand gehen. Auf Weihnachten er-

warten wir ihn sicher, damit wir das Fest zum erstenmale seit Jahren feiern können. Wir freuen uns sehr darauf. Kerzchen habe ich schon letztes Jahr von Guatemala mitgebracht. Zu welcher Religion sich die Indianer bekennen, ist schwer zu sagen. Es soll die katholische sein und doch ist es etwas anderes. Sie haben sehr viele Feiertage, welche meistens mit Trinken verbracht werden. Abends gerateu sie dann in Streit und schlagen sich fast zu Tode. Unsereins darf sich jedoch nicht in den Streit mischen, es wäre zu gefährlich; denn die Leute wissen nicht was sie tun und verstehen nicht, dass man es mit ihnen gut meint. Zum Verbinden und Flickern kommen sie alsdann schön zu uns und hören nicht auf zu jammern. Wir lesen ihnen den Text, worauf sie hoch und heilig Besserung versprechen. Es bleibt jedoch immer wieder beim Alten. Ausnahmen gibt es immerhin ebenfalls. Die Hiesigen sind Ganz- und Halbindianer, und da dieser Landesteil abseits liegt, verraten sie noch wenig Zivilisation.

6. Jan. H. Wir feierten Weihnachten mit R. und wir drei Brüder waren natürlich in Gedanken ganz in der Heimat. Da wir selbst nicht viel besitzen, konnten wir wenig bieten, doch waren wir glücklich und zufrieden. Wir sind mit R. tüchtig herumgewandert, sodass er die Hauptsache gesehen hat. Ich glaube es hat ihm alles gefallen. Es bessert bei uns zusehends. Der Sommer hat begonnen, doch lässt die rechte Wärme noch auf sich warten. Im Schatten sind es erst 26° R. Zu Hause gibt es Schnee und die Leute gehen mit roten Nasenspitzen herum.

25. Jan. H. Ueber meine allererste Zeit des Hierseins habe ich noch nichts berichtet. Ich wollte nicht recht mit der Sprache heraus, denn es war eine zu harte Zeit. Ich bin glücklich, dass sie überstanden ist, aber auch glücklich, dass meine Mühe und Arbeit, wie es den Anschein hat, nicht vergeblich war. Ich führte das reinste Robinsonleben, aber ich hatte mir einen Plan gemacht und den auszuführen brauchte es, ich darf es ruhig sagen, meine vollste Willenskraft, kein Erlahmen, sondern ein „ich will!“ Am 14. April 1908 trat ich meine Reise von Guatemala nach Los Leones an, wo ich am andern Tage ankam. Es sah nicht rosig aus, nicht einmal eine richtige Wohnstätte fand sich vor. Da mein Koffer noch nicht eingetroffen war, musste ich etwa drei Wochen in den Kleidern schlafen. Auch zu essen gab es wenig, sodass ich mich auf Maiskuchen und schwarze Bohnen, die ich von den in der Nähe wohnenden Indianern kaufte, beschränken musste. Besonders appetitlich sah das auch nicht aus, allein der Hunger ist der beste Koch. Der alte Indianer, der noch von früher her auf dem Gute geblieben war, ging mir zur Hand. Er half mir Arbeitsleute suchen und unterstützte mich sonst in jeder Weise; in der Tat konnte ich nach einigen Tagen mit etwa zwölf Mann das Ausroden des Waldes beginnen. Im Schweisse des Angesichts arbeitete ich unaufhörlich von früh bis spät. So vergingen die ersten Wochen: viel Arbeit, wenig Essen, schlechtes Lager, dazu nachts das Gebrüll der Tiere im nahen Urwald. Wenn die Kleider schmutzig waren, suchte ich mir am Bache ein schönes Plätzchen aus, zog mich aus und begann zu waschen; dann breitete ich alles an der Sonne aus, sass selbst im Wasser bis alles trocken war und kleidete mich wieder. Nach der zweiten Woche machte ich mich daran, eine Hütte, wie sie die Indianer besitzen, zu bauen. In der dritten Woche ritt ich in Begleitung des alten treuen Indianers nach dem obern Grundstück, das viel höher liegt und welches ich zusammen mit dem untern gekauft hatte. Wir hatten auf furchtbar schlechtem Wege etwa fünf Stunden

zu reiten. Alles war so dicht bewachsen, dass ein Durchkommen oft kaum möglich war. Zuguterletzt verirrtten wir uns noch, sodass wir wohl oder übel die Nacht im Walde zubringen mussten, ohne einen Bissen Nahrung in der Tasche und nur mit Revolver und Buschmesser versehen. Wir banden die Reittiere an einen Baum und erkletterten diesen. Man kann sich vorstellen, was für eine Nacht wir da oben verbrachten. Das war ein Gebrüll und Gekrächze die ganze Nacht. Wir dankten Gott, dass alles glücklich vorüber ging. Nachdem wir bei Tagesgrauen den unheimlichen Ort verlassen hatten, um nach Los Leones zu gehen, bemerkten wir von ferne, dass auf dem dortigen Gut durch Selbstentzündung ein Waldbrand ausgebrochen war. Es kostete eine furchtbare Arbeit, zwei Nächte und einen Tag, bis wir dem Feuer Einhalt bieten konnten, denn meine „Villa“ und das angepflanzte Land waren schon der Gefahr ausgesetzt. Am 6. Juni gedachte ich, zwischen dem angebauten Zucker, der sehr schön stand, einige Bäume und Sträucher abzubrennen. Ich hatte Unglück. Als diese schon halb verbrannt waren, wurde durch einen Luftzug das Feuer gerade auf die entgegengesetzte Seite geschlagen, nach dem wie Stroh brennenden Zucker. Weder auf das Feuer noch auf die unerträgliche Hitze achtend, sprang ich mitten durch die Glut, arbeitete auf der anderen Seite vier Stunden mit Hacke und Pickel wie ein Wahnsinniger, um das Feuer abzuhalten. Endlich, um 11 Uhr nachts, waren wir des Feuers soweit Meister, dass die Hälfte der Arbeiter schlafen gehen konnte. Es tat mir weh, anderntags über die Hälfte des Zuckers vernichtet zu sehen; aber mit frischem Mut wurde wieder angepflanzt und viel. Es wird aber einige Monate brauchen, bis alles so weit ist wie früher. Dann hoffe ich 350 bis 400 Zentner zu ernten. So gab es noch viel, viel Unvorhergesehenes und Schweres zu kosten, aber nun das Größte vorüber ist, sehe ich mit Freuden auf alles Vergangene zurück, in der frohen Hoffnung, dass es uns Beiden vergönnt sein möge, in guter Gesundheit und Zufriedenheit die schwere Arbeit zu verrichten und, wenn auch langsam, so doch allmählich aus den Erträgnissen das Land zu vergrößern.

28. Febr. H. Man wird denken, wir muten uns zuviel zu. In den Tropen aber ist das Leben und die Arbeit eines Landwirts ganz anders als in Europa. Da hier das Land billiger ist, handelt es sich stets um grosse Komplexe; daher muss der Boden so schnell als möglich bestellt werden. Das erfordert viel Leute und diesen wird nach Landessitte ein Vorschuss gegeben, den sie abzuverdienen haben. Auf andere Weise erhält man keinen einzigen Arbeiter. Die anfänglichen Auslagen sind selbstverständlich gross: Arbeitslöhne, Reittiere, Geräte, Geschirr, Maschinen usw. sind notwendig. Ich besitze nun sechs Maultiere und zwei Pferde, ohne welche man nicht rationell wirtschaften kann. Der Kanal, der in einer Länge von 1500 m vom Urwald zum Gute führt, kostete auch ein schönes Stück Geld. Wir haben ferner eine Zuckermahlmaschine angeschafft; es mussten Schuppen erstellt werden und so kostet alles viel Geld. Rechnen müssen wir sehr, damit das Budget nicht überschritten wird. Es lastet also viel auf meinen Schultern, doch sind wir zu zweien und auch R. steht uns mit Rat und Tat bei. Wir bilden ein festes, geschlossenes Band und arbeiten mit Freuden zusammen. An Sparsamkeit von Jugend auf gewöhnt, das einmal Angefangene mit Ausdauer durchführend, vor keinem Hindernis zurückschreckend und auf Gottes Segen trauend, sehen wir der Zukunft ruhig entgegen. Die Zuckerfelder stehen prächtig; bald kann geerntet werden. Die Grösse des wieder frisch an-

gepflanzten Feldes ist ungefähr die doppelte der Kreuzbleiche, ein schönes Stück. wenn man bedenkt, dass alles zuerst urbar gemacht werden musste. Gegenwärtig roden wir Wald aus, um an dessen Stelle Mais zu bauen.

Letzte Woche bot sich uns eine ganz neue Beschäftigung. In der Stadt waren die Pocken ausgebrochen; wir impften also ungefähr zweihundert Indianer, da der Befehl erging, dass alle Einwohner bis Ende Februar geimpft sein sollten und darüber ein Zeugnis beibringen mussten.

1. März. W. Schweisstriefend kam dieser Tage ein Arbeiter, Indianer, in unsere Hütte gestürmt, um etwas Geld als Vorschuss zu fordern. Nach dem Grunde befragt, erzählt er uns, seine Frau sei heute Morgen gestorben. Aus einem Teil des Geldes kaufte er bei uns zehn Kerzen und lief wieder seiner Hütte zu. Die Sache interessierte uns und wir folgten ihm nach seiner Wohnstätte. Auf dem Boden lag die Tote in weisse Tücher eingehüllt, um dieselbe herum brennen die Kerzen und zwanzig Personen kauern um die Betrauerte. Die unvermeidliche Schnapsflasche macht die Runde. Die Leute bleiben während der Nacht um die Tote und beten, schlafen aber darüber ein und morgens geht es mit der Leiche nach Morazan. Nachdem sie auf ein Brett gebahrt ist, wird sie von sechs Mann weggetragen. Das Geleite, Indianer mit Weib und Kindern, folgt lärmend und schreiend. Nach der Beerdigung kehrt alles nach Hause zurück und unterwegs geht fleissig die Schnapsflasche herum, sodass die meisten erst am folgenden Tage zu Hause anlangen. Dann beginnt im Trauerhaus die neuntägige Trauer, wobei Musik und Tanz und vor allem das Feuerwasser die Hauptsache sind. Wie diese Leute in vollständiger Trunkenheit die Verstorbene beweinen, gewährt einen überaus traurigen Anblick. Nach den neun Tagen beginnt das Alltagsleben wieder und die Tote ist vergessen.

25. April. H. Wir haben neue Landkäufe gemacht; die Sache ist kompliziert, dass einem beinahe die Haare grau werden, denn es handelte sich um Eigentum von 14 Eingebornen, was viel Geduld erfordert, bis alles in guter Ordnung ist. Wir verbrachten ungefähr 14 Tage mit unserem Advokaten auf Ritten und für Unterhandlungen. In Guatemala lachen zwar manche über uns, da man dort behauptet, wir brächten hier oben nichts zustande. Die guten Leute waren aber auch nie hier, um sich zu überzeugen. Es ist doch fruchtbares Land, aber arbeiten müssen wir. Die hiesige Gegend ist wenig bekannt, da wir hier die einzigen weissen Landwirte, zwar noch kleine, sind. Hoffentlich wird das auch einmal anders. Letzte Woche hatten wir Besuch von zwei Amerikanern, die an der Bahn angestellt sind. Sie waren ganz überrascht, hier alles grün wie im Sommer zu finden, während in Morazan schon alles gelb und trocken ist.

29. Mai. H. ist heute auswärts, um einem Bekannten das Schlüsselbein, das allerdings nicht gebrochen, sondern nur disloziert ist, einzurenken. Der Herr war im Rausche gestolpert und gefallen. Wir haben überhaupt allerlei zu kurieren und H. würde manchem Arzte Konkurrenz machen. Er nimmt die Sache kalt. Die Leute kommen von weit her, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Er hat also schon einen „Namen“!

25. Juli. W. Das Wohnhaus ist bald fertig. Diese Woche fingen wir an zu tapezieren. Eine grosse Geduldprobe. Der Schreiner hat seine Sache gut gemacht und malt nun die Möbel. Alles wird fein. Die Türen werden dieser Tage fertig. Das Kochen nimmt zu viel Zeit in Anspruch; wir beschäftigen uns daher damit

nur, wenn es die Zeit erlaubt, also sehr unregelmässig. Es fällt schwer, jemand, der kochen kann, zu finden. Die Weiber hier tun lieber nichts, auch ist ihre Reinlichkeit nicht weit her, sie verstehen nichts zu bereiten als Mais und schwarze Bohnen. Dank unserer Kochkunst bereiten wir uns aber manchen Leckerbissen. Endlich haben wir eine Stütze gefunden. Die Frau eines Arbeiters wünscht bei uns einen Koch- und Haushaltungskurs zu nehmen. Wir wollen sehen, ob es so geht oder ob wir alle vierzehn Tage wechseln müssen, wie Frau X. Es wird jetzt zusehends wohnlicher. Bilder hängen an den Wänden, ein Buffet stellten wir aus einem kleinen Kasten her. Der gerade Stil soll ja Mode sein; also ist alles modern.

Heute zogen wir in unser neues Haus ein. Es freut uns ungemein, dass wir endlich nach anderthalb Jahren ein rechtes, wenn auch kleines, Haus besitzen. Wir tauschten mit keiner Villa am Rosenberg. Ein kleiner Garten ziert den Platz vor dem Haus. Möge Friede und Eintracht, Arbeit und Glück in ihm herrschen!

Kleine Mitteilungen.

Peary's Polarexpedition. Peary wurde am 6. Mai 1856 in Cresson, Pennsylvanien, geboren. Er stammt aus einer Familie von Holzhändlern im Staate Maine. Als er mit 21 Jahren das Bowdoin College verlassen hatte, wurde er zunächst Geometer. Im Jahre 1879 erhielt er eine Stelle bei der Küsten- und Landvermessung in Washington. Zwei Jahre später machte er im Marine-Departement sein Examen als Zivilingenieur. Von 40 Kandidaten bestanden nur 4 die Prüfung, darunter Peary als der Jüngste. Er wurde nun zum Zivilingenieur mit dem Rang eines Leutnants ernannt.

Im Jahre 1885 begann er das erste Mal, sich ernstlich für die Polargebiete zu interessieren. Die Anregung erhielt er von Nordenskjölds Beschreibungen von Grönland. Dahin reiste nun Peary schon im folgenden Sommer. Er bekam bald das „Polarfieber“. Im Jahre 1889, ein Jahr nach seiner Verheiratung mit Josephine Diebitsch von Washington, erfolgte Pearys zweite Reise nach Grönland. Die dritte wurde im Jahre 1893 unternommen und bis 1895 ausgedehnt. Bereits im nächsten Sommer, sowie im Jahre 1897 ging Peary wieder nach Grönland. Während aller dieser Jahren hatte er wichtige Forschungen und Entdeckungen gemacht.

Pearys erste Expedition, deren Ziel der Nordpol war, wurde im Jahre 1898 vom Peary Arctic Club ausgerüstet. Von der Zeit an bis zum Jahre 1906 hat Peary sieben erfolglose Versuche gemacht, den Pol zu erreichen.

Es war um 10 Uhr vormittags, als er mit seinen Begleitern am 6. April 1909 das Ziel erreichte. Aber trotz allem Stolz, aller Freude und aller Erinnerungen war sein stärkster Wunsch doch — einige Stunden zu schlafen.

Peary fühlte aber auch, dass sein Alter zur Eile drängte. Der sehnige Mann hatte ja bisher mit eiserner Widerstandskraft den gewaltigen Strapazen getrotzt. Was ihm zuletzt an der Elastizität der jüngeren Jahre abging, konnte er durch seine reiche Erfahrung ersetzen. Immerhin fühlte er aber, dass er nun zur letzten Reise rüstete, ganz gleich, wie sie ausfallen mochte.